

Teil in den Worten, dafür aber der Sache nach völlig mit einer der am meisten Aufsehen erregenden Stelle in „Mater et Magistra“: „Jeder, der sich Christ nennt, muß es als seinen Auftrag und als seine Sendung ansehen, sich mit aller Kraft für die Vervollkommenung der Gesellschaft einzusetzen“ (Mater et Magistra 179).

Die Denkschrift ist keine Sozialenzyklika, kann und will keine Enzyklika sein. Im deutschen Raum aber und unter den in ihm obwaltenden Verhältnissen kommt einer solchen und obendrein so sorgfältig ausgewogenen und unangreifbaren evangelischen Denkschrift, wie sie sich ja auch sofort gezeigt hat, eine Durchschlagskraft zu, die derjenigen einer päpstlichen Verlautbarung zum mindesten nicht nachsteht. Der soziale Katholizismus in Deutschland und über Deutschlands Grenzen hinaus hat allen Grund, sich zu diesem einflußreichen Verbündeten aufrichtig zu beglückwünschen.

Oswald v. Nell-Breuning SJ

### Metaphysik deutsch

„Sagen die Gelehrten, daß sie nach vielem Nachsinnen und Nagelbeißen kein Teutsch gefunden, so ihre herrlichen Gedanken auszudrücken gut genugsam gewesen, so geben sie wahrlich mehr Armut ihrer vermeintlichen Beredsamkeit als die Vortrefflichkeit ihrer Einfälle zu erkennen.“ Leibniz, von dem diese Worte stammen, hat allem Anschein nach nicht viel von seinem eigenen Ausdrucksvermögen gehalten; seine philosophischen Gedanken kleiden sich zu meist in ein französisches oder lateinisches Gewand. Als Kant die „Kritik der reinen Vernunft“ zum zweitenmal auf den Weg schickte, erklärte er, kritisch auch gegen sich selbst: er sei sich des Talents einer lichtvollen Darstellung nicht eben bewußt; darum müßten mutige und helle Köpfe an der weiteren Vervollkommenung des Buches arbeiten. Hegel schrieb 1805 an den Homer-Übersetzer Voss, er wolle versuchen, die Philosophie deutsch sprechen zu lehren, wie

Voss den Homer, Luther die Bibel. Das Ergebnis dieses Versuchs war die „Phänomenologie des Geistes“, nach Inhalt und Form wohl das schwierigste Werk der philosophischen Weltliteratur. Leicht scheint es also nicht, „die Philosophie aus den Wolken wieder zum freundlichen Verkehr mit wohlredenden Menschenkindern zurückzuführen“ (um mit Voss' Antwortbrief zu sprechen). Und es ist bislang nicht vielen Autoren gelungen.

Eine Metaphysik<sup>1</sup> von 672 Seiten, die nichts verspricht als eben Metaphysik und das in einer strengen methodisch-systematischen Grundlegung, muß auch in ihrer Sprache den richtigen Ton treffen, will sie gelesen werden. Ich habe diese Metaphysik im Schnellzug München-Goslar und Goslar-München in einem Stück gelesen; daß man das kann, das ist doch wohl eine außergewöhnliche und eine erfreuliche Sache. Coreth spricht die Sprache der Philosophie von heute, wie sie sich an Kant, Hegel und Heidegger gebildet hat. Er orakelt sie nicht vom Dreifuß der Pythia herab, er gebraucht sie in dem Maß, als die Sache, um die es jeweils geht, dies verlangt. Er sucht den sachgemäße sten Ausdruck, und das ist allemal auch der verständlichste. Nicht um modischer Neuheit willen ist hier die Rede von den Bedingungen der Möglichkeit der Frage, vom Ansichsein von Subjekt und Objekt und vom Beisichsein des Geistes, von Seins- und Welthorizont. Wo immer in der Geschichte der Philosophie etwas Neues gesehen wird oder etwas Altes auf neue Weise in den Blick kommt, da schafft sich diese Sicht auch ihren Ausdruck. Entscheidend ist dabei, daß sich das Gesehene, daß sich die Sache selbst möglichst ursprünglich, griffig, hautnah ins Wort faßt. Aristoteles, der griechische Altmeister der Philosophie, hat sich darauf verstanden. Er verschlüsselt seine Grundgedanken nicht in unverständliche Chiffren, läßt sie nicht versinken unter den Anschwemmungen traditio-

<sup>1</sup> Emerich Coreth SJ, *Metaphysik*. Eine methodisch-systematische Grundlegung, Innsbruck 1961.

neller Begriffstrummer. Er sagt unmittelbar, gleichsam morgenfrisch, was eben eigentlich zur Frage steht. Was wir mit Zielursache meinen, bezeichnet er als „das, um dessentwillen [etwas geschieht]“ („das Worumwillen“, übersetzt Heidegger); die Wirkursache als „das, woher die Bewegung [stammt]“. Für das substantielle Wesen eines Dinges, das Gegenstand der Definition ist, findet er die geradezu operative und eminent moderne Formel „das ‚Was ist’s?‘“, das heißt „das, was Antwort gibt auf die Frage ‚Was ist das?‘“<sup>2</sup>. Warum sollte Aristoteles, dessen Denken sich gerade die christliche Philosophie seit dem Hochmittelalter zu eigen machte, nicht auch hierin, in dieser Ursprünglichkeit des Sehens und Sagens, vorbildlich sein? Ihm aber derart folgen, das heißt über ihn hinausgehen. Darin liegt der erste große Vorzug des Metaphysik-Bandes von Coreth, daß er nicht stehen bleibt bei der Sprachlichkeit und Begrifflichkeit der griechischen Antike und mittelalterlichen Scholastik, die, selbst wenn sie es nicht sind, dem heutigen Menschen doch allzu leicht antiquiert und anachronistisch erscheinen. Es geht um nicht weniger als darum: bis in die ersten, äußersten Ringe der Begegnung mit dem Hörer und Leser hinein zu bezeugen, daß die alten Fragen und Antworten der klassischen Metaphysik nicht veraltet sind, sondern jung wie am ersten Tag, gültig nicht nur für vorgestern, sondern genau für heute.

Wie die Sprache, so zeigen Ansatz und Ausführung des Denkens, daß es sich nicht um metaphysische Rückzugsgefechte einiger letzter Mohikaner handelt. Das Stichwort heißt hier zunächst: transzendente Methode. Und gemeint ist damit in etwa das Folgende. Das seit Descartes und Kant unerbittlich kritische philosophische Denken verlangt Begründung, Selbstverantwortung schon für den allerersten denkerischen Ausgriff. Es läßt keinen einzigen Schritt naiver Leichtgläubigkeit durchgehen. Des-

halb kann es nicht – ‚objektisch‘ – ansetzen bei fremden, äußeren Gegenständen, zu denen es sich unkontrolliert hinbewegt. Es muß vielmehr – ‚subjektiv‘ – mit sich selbst anfangen, und zwar mit seiner ursprünglichsten, einfachsten Form, in der es sich gleichsam mit sich selbst zusammenschließt. Diese Form ist die Frage, das Stellen von Fragen, wie es jedermann alltäglich unterläuft. Die Frage läßt sich nämlich nicht mehr „hintergehen“. Das Schlimmste, was man der Frage noch antun kann, wäre: sie wiederum in ... Frage zu stellen. Das Fragen hält sich also durch. Nach der Frage zu fragen, das ist ein erster Anfang, der sich denkkritisch selbst trägt, der selbst-ständig ist. Damit wäre natürlich nichts gewonnen, wenn es sich nur um einen leeren Kreislauf des Fragens, einen erkenntnistheoretischen Denktrick handelte. Aber das ist nun eben das Erstaunliche und doch Selbstverständliche, daß im kleinsten Stück, im ersten Zipfel wirklichen, wenn auch noch so fragend-fraglichen Denkens die Grundstrukturen aller denkbaren und wirklichen Welt stecken. Wo sollten sie sonst auch stecken! Maximum in minimo. Dieses in allem Fragen schon immer Drinsteckende, die inneren Bedingungen seiner Möglichkeit auszufalten und mit stetem Bedacht auf die rechte Selbstverantwortung dieses Unternehmens darzulegen und weiterzuverfolgen: das ist die Aufgabe dieser Metaphysik. In welche Dimensionen sie führt, kann nur angedeutet werden.

Wer nach etwas fragt, schließt in diesem seinem Fragen ohne weiteres ein, daß Gegenstand und Vollzug der Frage irgendwie eindeutig und nichtwidersprüchlich, begründet, sinn- und zweckgemäß sind. Die sogenannten metaphysischen Prinzipien des Nichtwiderspruchs, des zureichenden Grundes und der Zielbestimmtheit sind Möglichkeitsbedingungen jeder Frage. Und weil sich diese Prinzipien am wirklichen Fragen und am Wirklichsein des fragenden Ich erschließen, sind sie nicht nur Grundgesetze des Denkens, sondern der Wirklichkeit, des Seins selbst. Damit hat die

<sup>2</sup> τὸ οὐ ἔνεκα — τὸ ὅθεν ἡ κίνησις — τὸ τί ἐστίν

von Kant übernommene transzendente Methode über Kant (der nur den transzendentalen Entwurf einer Welt-für-mich kennt) hinausgeführt (zur Welt-an-sich). Tiefer gesehen, sind Sein und Geist aufeinander bezogen; der Geist mit seinem Leben in Erkenntnis und Liebeswille ist das seiendste Sein, und alles Seiende hat je auf seine Weise teil an ihm. Die scholastische Lehre von der geistgeprägten Wahrheit und Wertwürde („Gutheit“) allen Seins erhält eine neue Lebendigkeit in der Auseinandersetzung mit der Geistmetaphysik Hegels. Die Betonung von Wille und Wirklichkeit, letztlich der schöpferischen Liebesmacht Gottes bewahrt dabei vor der Einseitigkeit einer bloß idealistischen, haltlos schwebenden Dialektik. Leichtthin wird niemand auf den unerhörten Optimismus dieser Weltschau eingehen; stichhaltige Begründungen, einleuchtende Aufweise sind unerlässlich. Allerdings handelt es sich dabei auch nur um die allgemeinsten Grundstrukturen der Welt.

Was näherhin aus unserer Welt wird, hängt noch von anderen, tief eingreifenden und unter Umständen schlechthin umwertenden Faktoren ab, nicht zuletzt von der Freiheit des Menschen. Auch das Buch Coreths wendet sich schließlich den besonderen, konkreteren Bereichen der Wirklichkeit zu: dem materiellen Sein und seinen Aufbaustufen Leiblichkeit und Sinnlichkeit, vor allem aber der personalen Welt des Menschen in seinem Bezug zum andern Menschen, in Gemeinschaftlichkeit, Geschichtlichkeit, Sittlichkeit. Heidegger besonders lehrte die Philosophie der Gegenwart sehen, daß Sein und Welt und ihr Geschick in innerer Entsprechung stehen zur Existenz des Menschen. Wenn die griechische Antike den Menschen als Mikro-Kosmos, als ein Kompendium der Welt, betrachtete, so erscheint der geänderten Blickrichtung der Moderne die Welt vielmehr als Auslegung der inneren Dimensionen des Menschen nach außen, als der vom Menschen her sich ausgliedernde und zusammenfügende geschichtliche Daseinsraum des Menschen (als „Makro-Anthro-

pos“, wenn diese Wortbildung nicht allzu künstlich wäre). Vom Wesen des Menschen her sind die einzelnen Wissenschaften und die menschlichen Lebens- und Wirkbereiche wie Sprache, Kunst, Technik metaphysisch zu begründen und zu erhellen. Diese Grundlegung und Zusammenordnung regionaler Ontologien, wie man gesagt hat, ist eine drängende Aufgabe. Gerade die christliche Philosophie steht noch so gut wie ganz vor dieser Aufgabe, an der sie ihre Aufgeschlossenheit und Fruchtbarkeit, mit einem Wort ihre Gegenwartsgeltung erweisen muß. Das Buch Coreths macht einen tüchtigen Anfang. Die Welt des Menschen wäre jedoch ein Torso – genauer genommen ein Phantom und überhaupt nichts – ohne „das Sein im Urvollzug“, ohne das absolute Sein und den absoluten Geist. Der Mensch ist im innersten Wesensbezug auf Gott hin gegründet. In der religiösen Haltung vor Gott vollendet sich, soweit eine philosophische Metaphysik darüber etwas auszumachen vermag, die Selbstverwirklichung des Menschen. Die Frage an Gott ist das letzte Wort dieser vom menschlichen Fragen ausgehenden Metaphysik.

Metaphysik deutsch? Damit soll keinem Partikularismus Vorschub geleistet sein. So etwas wäre in der universalen Grundwissenschaft, die die Philosophie zu sein beansprucht, ja sehr fehl am Platz. Wo die Sache selbst zu Wort kommt, kann dieses Zu-Wort-Kommen nicht an eine bestimmte Sprache gebunden sein. Es war ein Denker französischer Sprache – Joseph Maréchal (1878 bis 1944) –, der als erster mit Kant über Kant hinausdachte<sup>3</sup>, auf eine Weise, die der christlichen Philosophie der Hochscholastik, des Thomas von Aquin besonders, neue Gegenwartsbedeutung erschloß. In Frankreich selbst, in Belgien und Deutschland wurde das programmatische Beginnen Maréchals fortgeführt. Für den deutschen Bereich, in

<sup>3</sup> Genauer genommen ist das „Über-hin-aus“ ein „Tiefer-hinein“, ein Freisetzen und Zu-sich-Bringen der verborgenen und verkannten, sich selbst verkennenden Wahrheit des modernen Denkens.

dem sich sein Einfluß mit dem Heideggers verband, seien die Namen J. B. Lotz, J. Möller, M. Müller, K. Rahner, B. Welte genannt. Die „Metaphysik“ E. Coreths nimmt das bisher Erarbeitete auf in dem geglückten Bemühen, es einheitlich und umfassend durchzuführen und es eingängig darzustellen, es – auszudeutschen.

Walter Kern SJ

## Der Wandsbecker und der Schwabenbote

Matthias Claudius  
bei Johann Baptist von Ruoesch

Aus unveröffentlichten Tagebüchern

Die Zeit vor der Wende des 18. zum 19. Jahrhundert war erfüllt von einem Geistesleben, für das die vielfältigen Grenzen im deutschen und mitteleuropäischen Bereich keine Mauern bedeuteten und in das gerade die seelischen Urgründe wie kaum zu einer anderen Epoche verwoben waren. Im Raum dieses geistig-seelischen Lebens gab es drei Pole von eminenter und wohl nie auszuschöpfender Bedeutung; den Professor zu Dillingen und Landshut und späteren Bischof von Regensburg Johann Michael Sailer (von dem Jesuiten Berthold Lang als Säkularmensch von überragender Bedeutung bezeichnet und von seinem Biographen Hubert Schiel als Erwecker eines religiösen Katholizismus schlechthin und als der Heilige einer Zeitenwende eingestuft), dann den Schweizer Protestanten Lavater, der sich in die Geistesgeschichte seiner Zeit unauslöschlich eingeschrieben hat, und schließlich Matthias Claudius im deutschen Norden, eine der liebenswertesten Erscheinungen der letzten Jahrhunderte.

Katholizismus und Protestantismus, Theologie und Publizistik als ihre Überzeugungen und Berufe haben sie nicht trennen können. Vielmehr war es wie ein gegenseitiges Fördern, gewissermaßen ein gegenseitiges Erhöhen, bei dem sich keiner etwas vergab, nichts aufgab. Und eingeschlossen in diesen Freundschafts- und im höheren Sinne Geistesbund war

Johann Baptist von Ruoesch (1744 bis 1832), Geheimrat, Hofrat und Regierungspräsident des Fürstentums Ottingen-Spielberg, ein Mittelpunkt des verzweigten Oettingischen Kreises von pietistischen Schwärmern.

Wie eng das Band der Freundschaft zwischen den vier regionalen und letztlich auch geistig-seelisch firmierten Antipoden war, dafür gibt es zahllose Belege, nicht zuletzt in den bisher erst auszugsweise nach bestimmten Themen verwerteten Tagebüchern des Präsidenten von Ruoesch, die manche Ergänzung und Vertiefung um die genannten großen Zeitgenossen, ihre Persönlichkeiten, ihre Ausstrahlungen und ihre Wirkungen bieten. So konnte der Verfasser bisher aus den Ruoesch-Tagebüchern die Freundschaften mit Sailer und mit Lavater darlegen (Aus der Frühzeit Sailers, in: *Jahrbuch des Historischen Vereins Dillingen 1958*, sowie: Lavater ging vorüber, in: *Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1959 u. a.*).

Beide, Claudius und v. Ruoesch, „den Asmus von Wandsbeck und den Asmus von Ottingen“ möchte Sailer auf seiner „Stube haben und dann zu beiden sagen: habt mich lieb, ich bin euer Herzensfreund“, zitiert Hans Utz in seiner Abhandlung „Johann Michael Sailer und Matthias Claudius“ (*diese Zschr. 161 [1957/58] 172 ff.*) ein Wort des späteren Bischofs von Regensburg im September 1786. Utz führt dort auch an, daß Sailer den Freund in Ottingen in vertrauter Entlehnung aus Claudius' fingierten Briefen „Vetter Andres“ nannte. Die Gattin v. Ruoeschs werde gar nach des Claudius liebenswürdiger und vielgepriesener Ehefrau „Rebekka“ genannt.

In dem Briefe Sailers, der die persönliche Brücke zu Claudius schlug, ist von den Freunden und ihrer tiefen Verehrung für den Wandsbecker die Rede. So schrieb Sailer damals am 21. September 1787: „Unter diesen (Freunden, d. Verf.) ist einer, in dessen Zimmer ich dieses schreibe. Heißt Ruoesch, ist Präsident zu Ottingen, hat mich lieb wie seinen Freund und kennt kein Buch, das ihn zu allen Stunden mehr stärkte als